

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 263. Bromberg, den 14. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Singen Sie mir ein Lied vor", sagte er nach einer Weile. Frau Letta saß bei ihm und hielt seine Hand.

Petra und Wilhelm standen beide am Fußende des Bettes blaß und ernst. Petra hatte unwillkürlich Weyers Arm genommen. Sie sah fragend zu Frau Letta hinüber, als der Amtmann um ein Lied bat. Die Frau seufzte. „Was soll ich denn singen?" fragte Petra leise.

„Sein Lieblingslied sind die zwei Grenadiere", flüsterte er, „aber ich bin nicht sicher, ob er nicht lieber einen Choral haben möchte. Er scheut sich nur, so was auszusprechen."

Petra nickte.

Einen Augenblick darauf strömte Griegs „Die große weiße Schar" durch das Zimmer, voll und rein und warm. Petra stand und sah empor und sang mit einem unbewußt abwesenden Ausdruck — es war, als ob ihr Gesicht ganz leer würde und nur die Stimme und die Augen lebten.

Frau Letta beugte den Kopf tief auf die Hand des Kranken herab. Er wandte das Gesicht und sah zu Petra hinüber.

„Kleine", sagte er nur. Dann schloß er die Augen. Aber Wilhelm Weyer starrte in das klare, bräunliche Kindergesicht, und die Stimme und die Worte führten ihn weit, weit weg. Er stand als kleiner Junge an der Hand Onkel Tuesens und sah, wie sie einen Sarg mit vielen Blumen aus dem Zimmer trugen — seine Mutter.

Als die Töne verhallten, beugte er sich über die kleine Hand, die auf dem Bettpfosten lag und küßte sie; dann ging er rasch aus dem Zimmer.

Frau Letta saß noch immer gebeugt und rührte sich nicht. Aber der Amtmann lag mit geschlossenen Augen und atmete leicht und ruhig. Er schlief.

Morgensonne unter hohem, klarem Himmel. Graue, trockene Straßen, wo der morgendliche Menschenstrom allmählich der Stadt zuzurinnen begann.

„Sie sehen heute so feierlich aus. Und dabei habe ich eine so merkwürdige Neuigkeit für Sie", sagte Per Borting, der schon vor dem Bäckerladen wartete, als Petra herauskam.

„Er lebt gewiß nur noch wenige Tage", sagte Petra abwesend. „Weyer war heut nacht bei uns, heut zieht er ganz zu uns, er will keine Krankenpflegerin haben, und das finde ich sehr richtig. Fremde können's einem Kranken doch nie recht machen. Großvater fragte immerzu, ob das Dampfschiff nicht mal wo anders hinfahren könnte. Alle glaubten, er rede irre. Aber ich begriff ihn sofort; er mochte die große Uhr, die im Zimmer tickte, nicht ewig hören, das kam bloß, weil ich Großvater besser kannte. Und er sagte manchmal auch zu komische Sachen, wenn er nicht ganz klar war."

„Gut, daß ich so einigermaßen eingeweiht bin, daß ich Ihre „ers" auseinanderheddern kann", antwortete Per Borting. „Das ist ja recht traurig. Aber ins Konzert kommen Sie doch mit, heut abend?"

„Das muß ich doch eigentlich, nicht? Wo sie meine Freundin ist? Und Vater sagt immer, die Menschen haben eine Erheiterung nie nötiger, als wenn sie was Trauriges erleben. Besonders Musik. Es täte mir gewiß recht gut, hinzugehen. Aber wenn er mich bittet, bei ihm zu bleiben und ihm was vorzusingen, dann muß ich bleiben — um ihn zu erheitern. Ich kann ihm doch nicht gut eine Mundharmonika geben."

„Mundharmonika?" fragte Per Borting entsetzt.

„Vater kriegte mal eine von mir. Ich war bei Großvater damals, als mein kleines Brüderchen starb, vor schrecklich langer Zeit. Und als ich zu Hause war zur Beerdigung, da sagte Vater das mit der Musik. Und da kaufte ich eine Mundharmonika von meinem Taschengeld und schickte sie ihm hin und schrieb dabei, die solle er brauchen, wenn er traurig wär'. Und da schrieb Vater, er hätte zum erstenmal seit Leifs Tod wieder gelacht — na also, stimmt's mit der Musik oder stimmt's nicht?"

„Sind Sie immer so gewesen?" fragte Borting mit zweifelloser Bewunderung in der Stimme.

„Viel schlimmer", lachte Petra. „Na, und die Neuigkeit?"

„Ich habe mir lange überlegt, wie Sie's wohl finden würden", sagte er und sah sie gespannt an. „Mein Vater bewirbt sich um die Pfarre Ihres Vaters."

Petra sah Borting an — ganz starr, mit einem wunderlichen Ausdruck im Gesicht.

„Ihr Vater um unsere Pfarre?"

„Ja, Mutter ist seit einiger Zeit etwas kränklich. Sie soll Höhenluft und Tannenwald haben, sagt der Doktor. Und Vater genießt großes Ansehen", sagte er stolz. „Es ist überdies keine der meist umworbenen Gemeinden, also kriegen wird er sie schon. Aber was sagen nun S i e dazu?"

„Ich", sagte Petra und dachte ein wenig nach. Dann wandte sie sich strahlend zu ihm. „Aber dann bleibt zu Hause ja doch zu Hause", sagte sie. „Denn zu Ihrer Mutter und Ihrem Vater kann ich doch hingehen, so oft ich will, nicht? Und ich kann Sie den Teich lehren und all die andern verschmitzten Stellen. O, wie froh bin ich. Denken Sie nur, wenn ein anderer da Pastor geworden wäre. Zum Beispiel der dicke Weiß, der bloß immer dasitzt und schmatzt und Daumen dreht. Oder Pastor Sätersdal, mit dem scheckigen Haar und den grünen Zähnen, der immer nur davon redet, wie schlecht die Menschen sind. Ist nicht „schlecht" ein gräßliches Wort? Gerade als ob sie auf dem Bauch kröchen und Staub fräßen all ihr Leben lang. Finde ich wenigstens."

Er lachte. „Jedenfalls bin ich froh, daß Sie froh sind."

„Und denken Sie nur, daß Sie und ich dann immer an denselben Ort zu denken haben, und wenn wir die Augen zumachen, uns nach denselben Orten sehnen", sagte Petra. „Mit keinem andern möchte ich all das gemeinsam haben. Aber manchmal kriegt er Hosenknöpfe in den Klingelbeutel. Maren nähte sie den Jungs nachher an die Hosen."

Er war noch ganz feuerrot von ihrem Wort: mit keinem andern hätte ich all das so gern gemeinsam.

„Danke", sagte er warm. „Also heute abend. Aber nicht im Stich lassen", rief er ihr nach, als sie schon hinter dem Gartentor stand und ihm mit der Semmeltüte adieu zuwinkte.

„„Wenn die Feldmaus zu was Lust hat, dann kann nichts in der Welt sie abhalten", sagte Großvater immer", lachte sie zurück und schlüpfte hinein.

In seinem Bett lag der Amtmann und atmete so schwer, so schwer mit halbgeöffnetem Mund und einem pfeifenden Laut. Die Nase stand scharf im Gesicht. Der Mund war bläulich.

Trocken und elfenbeingelb tasteten die Hände auf der Bettdecke umher. Wie von weit, weit her kamen die Worte. Einige zusammenhängend. Andere abgerissen. „Vater", murmelte er. „Vater sagte —". Dann lag er lange mit geschlossenen Augen.

Ein schmerzlicher Zug flog über das weiße beinerne Gesicht. Er wimmerte. „Zieht mir doch die engen Stiefel aus, sage ich, zieht sie mir aus", kam es hitzig.

„Du hast ja gar keine Stiefel an, Lieber", beruhigte die Amtmännin. „Du hast ja deine weichen Nachtsocken an."

Sie saß mit geröteten Augen auf dem Bettrand und streichelte die weißen tastenden Hände.

Aber Petra stand auf von ihrem Platz an der herabgelassenen Gardine, wo sie regungslos gesessen und hinübergeschaut hatte zu dem müden Haupt, das bald nach der einen, bald nach der andern Seite Ruhe zu finden versuchte. Sie steckte ihre warmen Hände unter die Decke und rieb vorsichtig die gestrickten Socken. Es fühlte sich an, als ob nur ein Knochen drin steckte. „So, nun sind die Stiefel ab", sagte sie.

„So — ja. Siehst du wohl?" sagte der Amtmann erleichtert. „Danke schön, meine alte Letta"; es kam ungleichmäßig und flüsternd.

„Ich bin hier, Lieber", sagte die Frau. „Fräulein Feldaber hat dir die Füße gerieben."

„Ja", sagte er schlaff vor sich hin.

„Kleine —", kam es nach einer Weile.

„Da bin ich", sagte Petra. „Soll ich Ihnen was vorsingen?"

Er lag lange. Wieder kamen die Zuckungen. „Au, au, au. Daß das Weggehen so weh tun muß."

„Singen?" sagte er nach einem Weilchen. „Na ja, wenn sie's durchaus will. Singen Sie", kam es plötzlich befehlend. „Singen Sie das Lied."

Und Petra stellte sich ans Fußende des Bettes und sang wieder: „Die große weiße Schar".

„Siehst du wohl?" sagte der Amtmann, als sie aufhörte. „Siehst du wohl? Hübsches Lied."

Er lag wie im Schlafe.

Wilhelm Weyer kam zurück und nahm seinen Platz am Bett ein. Der Doktor kam. Fühlte den Puls. Ging.

„Er macht's nicht mehr lange", sagte er draußen im Entree zu Wilhelm Weyer. Und Wilhelm Weyer kam herein und flüsterte mit Tante Letta. Sie nickte.

„Möchtest du mit dem Pastor sprechen, Tuesen?" fragte sie und beugte sich über ihn.

Er schlug die Augen auf. Angstvolle Augen, die nichts sahen.

„Ist es schon so spät?" flüsterte er. Er starrte ins Leere.

„Ja", sagte er nach kurzem. „Laß ihn kommen. Wenn er Lust hat."

Er kam. Ein magerer, graubärtiger Mann mit hartem Gesicht und harten Augen hinter den Brillengläsern. Er blieb allein mit dem Kranken und der Frau Amtmännin.

Petra und Wilhelm standen draußen. Sie hörten ihn beten mit lauter Stimme und deutlichen Worten. Monoton und lange. Dann wurde es still. Petra hatte Wilhelm Weyers Hand gefaßt. Sie drückte sie hart. Ihr Gesicht war weiß. „Hören Sie? Er redet lauter Häßliches — von einem großen Sünder und vom Gericht. Zeig mir deinen Glauben durch deine Taten. Und er kann doch keine Taten mehr tun; er muß bloß glauben. Ich sah's ihm gleich an. Er ist ein böser, harter Mann."

Petras Hand zitterte. Wilhelm Weyer sah sie verwundert an. Nie hatte er sie in solchem Aufruhr gesehen.

„Denken Sie nur, wenn er ihm ein einziges böses Wort sagt, an das er nachher immer und immer denken muß, wenn er daliegt", sagte Petra. „Ich mußte einmal spät nachts meinen Vater wieder zu einem Kranken zurückfahren, weil er bereute, daß er ein zu strenges Wort gesagt hatte. Und dabei war Vater so gut, so gut. Und der Kranke war ein Saufbold, der seine Frau prügelte. Aber der Amtmann ist doch so lieb. Und er ist sowieso schon so bange?"

„Bange?"

Die Tür ging auf.

Der Geistliche kam heraus. Das rotgeweinte Gesicht der Amtmännin zeigte sich in der Tür.

„Letta — laß mich nicht allein", bat eine Stimme da drinnen.

Die Amtmännin machte den beiden ein Zeichen, daß sie den Pastor an die Tür begleiten möchten und blieb drinnen.

Der Pastor ließ sich Zeit. Er kannte Wilhelm Weyer von der Konfirmation her und kannte seine journalistische Tätigkeit. Er blieb stehen und schwatzte über die gleichgültigsten Dinge.

Wilhelm stellte Petra vor.

Als er Petra ansah, bekam er's mit der Angst.

Ihre Augen funkelten, aber in einer ganz anderen Art, als sie sonst zu leuchten pflegten. Um ihren Mund zuckte es und sie ballte die Faust. Sie sah dem Pastor gerade ins Gesicht. „Sie — Sie haben ihm Angst gemacht, und jetzt — jetzt, wo er sterben muß. Haben Sie's gehört? Er traute sich nicht allein zu sein. Sie sind kein guter Pfarrer. Kein richtiger. O pfui."

Petra stieß die Worte heraus, und dann kamen die Tränen gestürzt.

Der Pastor tat einen Schritt nach vorwärts. Die Augen waren stechend und graukalt hinter der Brille.

„Was erlauben Sie sich? Sie — Sie —"

Aber ehe der Pastor noch weitersprechen konnte, hatte Wilhelm Weyer Petras Kopf genommen und an seinem Jackettaufschlag geborgen. Er hielt den Arm schützend um sie.

„Sie hat meinen Onkel lieb. Und sie ist an viel Liebe gewöhnt", sagte er entschuldigend.

Er verbeugte sich steif. Der Pastor fand allein den Weg hinaus.

Petra blieb stehen und schluchzte leidenschaftlich an Wilhelm Weyers Oberhemd. Es war schon ganz naßgeweint. Er war dunkelrot geworden und sah auf das braune Köpfchen herab. Es war nicht das erstemal, daß Wilhelm Weyer ein kleines Mädchen im Arm hielt, aber es war das erstemal, daß er nicht recht wußte, was er damit anstellen sollte. Er fühlte die kleine warme Gestalt, die sich eng an ihn preßte und vor Erregung bebte. Er fühlte, wenn sie noch ein ganz kleines Weilchen dastand, dann würde er den Kopf verlieren und sie küssen. Sie wegschieben und selber wegrennen konnte er auch nicht, solange sie dastand und Tränenströme vergoß.

Aber als sie dann plötzlich den Kopf hob und aufsah, heiß und naß im Gesicht, aber mit dem alten strahlenden Lächeln und den alten lustigen Augen und sagte: „Dem hab' ich's aber tüchtig gegeben. Danke für den guten Beistand", da konnte Wilhelm Weyer es nicht mehr aushalten. Er beugte sein Gesicht tief zu der samtbraunen Backe hernieder, und dann küßte er sie — mit einem kleinen schiefen Kuß auf die eine Seite des Mundes.

„Liebe kleine Petra", flüsterte er mit warmer Stimme.

Aber in derselben Sekunde war Petra aus seinem Arm und aus der Stube — futsch.

Wilhelm Weyer blieb stehen und sah nach der Tür. Er strich sich übers Gesicht. Mein Gott, was war denn das? Er hatte doch wahrlich manch eine seiner kleinen leichtlebigen Flammen geküßt, ohne sich die leisesten Gewissensbisse deswegen zu machen. Er wußte ja nur zu gut, daß auch er nicht der einzige bei ihnen war — daß sie die Sache genau so leicht nahmen wie er. Wenn sie nicht besser waren, war denn was dabei, wenn man sich das kleine Vergnügen gönnte?

Aber hatte er wohl ein einziges Mal — ausgenommen vielleicht das allererste Mal — hinterher mit dem beschämenden Gefühl dagestanden, daß er etwas getan hatte, was er lieber hätte bleiben lassen sollen, etwas versprochen

hatte, was man halten mußte, wenn man sich nicht wie'n schofler Kerl vorkommen wollte? Nie.

Und doch wünschte er es nicht ungeschehen. Er stand ein Weilchen. Dann ging er auf Zehenspitzen an die Tür des Krankenzimmers, öffnete sie und glitt in das Halbdunkel hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Gespensterhaftes auf See.

Von Snaro.

Die Schiffer und Matrosen waren — wie allgemein bekannt — zu allen Zeiten eine arg abergläubische Gesellschaft und sind es auch heute noch. Denkt man z. B. an das nie gern gesehene Inseegehen der Schiffe auf große Fahrt an Freitagen oder an das ebenso gefürchtete Erscheinen von dicht über den Wogen fliegenden „Sturmseglern", einer Vogelart, die als Unglücksbringer bei der Ausfahrt angesehen werden, sollen doch in diesen die Seelen ertrunkener Kameraden, aber auch die schlechter Schiffskapitäne wohnen und ruhelos umherirren; sowie des weiteren Aberglaubens mehr . . .

Schon Kolumbus spürte den Zauber der Meere — trug er doch in sein echtes Schiffstagebuch ein, daß er unterwegs im Ozean drei „Wassernixen" gesehen, und daß er vor allem an der afrikanischen Küste auch „Meermänner" beobachtet habe. Und der englische Seefahrer Hudson gab sogar eine genaue Beschreibung derartiger Wunderwesen oder — wie andere von solchen sagen: „Gespenstern" . . ., indem er nämlich nach der Auffindung des nach ihm benannten Hudsonstromes im Jahre 1609 in sein Logbuch folgendes schrieb: „Heute Morgen sah ein Matrose eine Meerjungfrau. Er alarmierte sofort die übrige Mannschaft, und da kam die Nixe ganz nahe an das Schiff heran und sah den Matrosen traurig an. Gleich darauf tauchte sie unter. Ihr Oberkörper glich einer Frau — sie hatte langes, schwarzes Haar und ihre Haut war schneeweiß".

Nicht minder berühmt ist ein anderes, viel bewitzeltes Lebewesen des Meeres, die „Seeschlange". Auch sie gehörte lange in das Gespensterreich, und die Riesenschlangen, die das Meer weit hinaus „kochend machen" sollten, hat auch noch niemand gefangen — und doch muß etwas Wahres auch an solchen Riesentieren sein, ganz abgesehen von mehreren, bis zu drei Meter Länge zeigenden Schlangen, die in der Hauptsache in der Gegend von Südasien und Nordaustralien heimisch sind, und die sich fast ständig im Wasser aufhalten und dort jagen; haben wir doch einige authentische Berichte von drei hohen Würdenträgern der Kirche, die derartige Seeschlangen selbst gesehen haben. Der erste Bericht in dieser Beziehung stammt vom Erzbischof Magnus in Upsala, der um das Jahr 1552 ein solches „Tier von ungeheurer Länge" bestätigt, der zweite vom grönländischen Bischof Egede aus dem Jahre 1734 und der dritte von dem dänischen Bischof Pontoppidan, der am 17. Juni 1751 vor Statenbuts ein „ungewöhnlich fürchterliches Tier" beobachtet haben will, das sich hoch über das Wasser erhob, und dessen Odem nicht ganz so stark wie der eines Walfisches gewesen sei. Dreimal sei das Tier über das Wasser gekommen, und wenn es untergetaucht, habe es sich rückwärts überworfen, worauf der lange Schwanz zum Vorschein gekommen sei, mehr als eine Schiffslänge vom Körper" . . .

Liegen diese Berichte nun weit zurück und sind sie somit auch nicht mehr recht nachkontrollierbar, so behaupten doch neuzeitliche Berichte von derartig auftretenden, schlangenartigen Ungeheuern dasselbe, Berichte, die sogar amtlich sind. Die erste Meldung hiervon stammt von der deutschen Korvette „Elisabeth", deren Kommandant am 26. 7. 1883, eine Stunde nach dem Verlassen der Stadt Libreville, an der Gabunflußmündung in Westafrika gelegen, dienstlich in das Logbuch eintrug, „daß er in einem Schwarm größerer und kleinerer Wale ein Tier bemerkt habe, das in Form und Bewegung einer großen Schlange glich, und das sich vielfach 8—12 Fuß hoch über Wasser erhoben habe, während der übrige Teil des Körpers in mehrfachen Windungen die See aufwühlte. Und nachdem das Tier verschwunden sei, habe sich hinter ihm ein Schaumstreifen gezeigt, wie das Kielwasser eines Schiffes . . ."

In den Jahren 1897 und 1904 meldeten weiter die Kommandanten der französischen Kreuzer „Avalanche" und „Décidée" aus der Bai von Alang und aus indochinesischen Gewässern ähnliche Wahrnehmungen mit schlangenähnlichen Ungeheuern, die aber auch nicht zur Strecke gebracht werden konnten; ebenso wie englische Kriegsschiffsbesatzungen gleiche Beobachtungen machten und auch noch viele andere Zeugnisse von Seeleuten über gesichtete „Seeschlangen" vorliegen. Das Ergebnis all dieser Meldungen war und ist: Seit dem Jahre 1904 hat die Pariser Akademie der Wissenschaften ausdrücklich anerkannt: „es gibt Seeschlangen ungeahnter Dimension".

Andere gespensterhafte Scheusäler, gefürchtet vom Seemann, namentlich vom Taucher, sind die Polypen, 5—6 Meter lang, mit 10 mit Saugnäpfen besetzten Armen, von denen die zwei längsten zum Greifen ausgebildet sind, und ganz schnell eingezogen und vorgeschnellt werden können; die Arme erreichen eine Länge von 10 bis 20 Meter, bei den größten Exemplaren, wie man solche schon, durch Sturmfluten „gestrandet", am Lande liegen fand! Neben diesen Polypen gibt es dann noch weiteres abenteuerliches Gesindel im Meer, das zu mancherlei Spukgeschichten und Gespensterglauben Veranlassung gab, und das so manchen Seemann in Schrecken versetzte, wenn er mit dergleichen Wesen in nähere, meist recht unangenehme Berührung kam. — Ahnte man doch in früheren Jahrhunderten nichts von Elektrizität, die in einem Tierkörper sitzen kann, von dem langen peitschenförmigen und stachelbewehrten Schwanz des Giftrochens, vom 10 Meter langen und 8—9 Meter breit werdenden Meerteufel, dem seltsamen Mondfisch, diesen Tieren greulichen Aussehens, die genügend Stoff zu Schauererzählungen gaben.

Hauptrollen aber spielten im Seemannsaberglauben von jeher die Gespenstersagen vom „Fliegenden Holländer" und vom „Klabautermann", die beide zum Schluß noch erwähnt seien. Prosa, Poesie und schließlich die Oper haben sich der Sage, wie bekannt, bemächtigt und diesen dankbaren Stoff mehr oder weniger sinnreich verarbeitet. Die Sage reicht wahrscheinlich nicht über das 17. Jahrhundert zurück, und man nimmt vielfach an, daß sie sogar deutschen Ursprungs sei — die Hauptperson sei ein Rochus v. Falkenberg gewesen. Doch ist die holländische Fassung die bekannteste, nach der der Schiffskapitän van Straaten oder van Diemen zur Strafe für den sündhaften Schwur „er wolle bei Sturm und Wetter trotz Gott und Teufel das Kap der guten Hoffnung umschiffen, und solle er bis zum jüngsten Tage segeln müssen", tatsächlich nun ruhelos auf ewige Zeiten mit seiner Gespenstermannschaft auf den Meeren kreuzen muß. Und begegnet nun einem Seefahrer in stürmischer Nacht der große Zweidecker, aufgetakelt mit schwarzen oder roten Segeln, die Totenköpfe oder Flammen zeigen, so bedeutet das fast stets dessen Untergang . . .

Eine Erklärung für die Existenz des gefürchteten Gespensterschiffes ist die, daß es sich beim angeblichen Erscheinen des „Fliegenden Holländers" meist um die Tatsache treibender Wracks handelte. Denn wenn solche Wegelagerer des Ozeans, lichterlos, schwarz, gespenstisch, halb gekentert, geborsten, entplankt und entmastet bei stürmischer Nacht unvorhergesehen einem Schiffe begegneten, so geschah wirklich meist ein Unglück. Was Wunder, daß der Seemann nicht an einen Zufall, sondern an einen alten Fluch glaubte und in seiner Phantasie nun auch tatsächlich die grinsende Totenbemannung des Holländers zu erblicken glaubte und ihn selbst, befehlend, am Großmast stehen sah! Hunderte von solchen Wracks trieben auf allen Ozeanen umher, wie durch wiederholt aufgestellte, genaue Statistiken verschiedener Länder nachgewiesen worden ist, so z. B. von Amerika, das allein in seinen Nordatlantik-Gewässern in den Jahren 1887—1891 — 975 treibende Wracks beobachtete! Und es darf mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß auch heute noch 20 bis 30 Wracks zu jeder Zeit die verschiedenen Schiffahrtsstraßen unsicher machen und ab und zu Unglücksfälle und Untergänge von Schiffen verursachen, die man sich gar nicht erklären kann.

Nun zu dem „Klabautermann", der im allgemeinen ein harmloser Wicht ist, ein Schiffskobold und eine Art fleißiges

Heinzelmännchen. Der Name bedeutet soviel wie „Klütermann", gleich Polterer, emsiger Arbeiter. Nicht jedes Schiff hat solch einen guten Geist, ist er aber einmal da, dann verläßt er es nur in höchster Not und zeigt damit den Untergang an — faule Matrosen aber kann das Zwerglein nicht leiden — die zwickt und knufft er und spielt ihnen allerlei Schabernack . . .

Eine Fülle von gespenstigem, spukhaften Kram findet sich mithin in diesen Seegeschichten, die kulturell oftmals einen recht tiefen Sinn verbergen mögen — Geschichten und Sagen, die noch heute lebendig sind in allen möglichen Variationen in den Küstengebieten aller Länder, wenn auch der richtigen Teerjacken, die es verstanden, so ein „ganz dolles Garn zu spinnen", in unserer schnellebigen Zeit leider immer weniger werden . . .

Anekdoten um Blücher.

Von W. Bahldiek-Hamburg.

Sein Draufgängertum, das dem „alten" Blücher den Ehrennamen „Marschall Vorwärts" eintrug, verschaffte schon dem blutjungen Rekruten Achtung.

Blücher war schwedischer Husar auf der Insel Rügen. Seine Schwadron übte, sein Sattelgurt riß, und der fünfzehnjährige Husar rollte in den Sand, indes sein Schimmel ohne Sattel und ohne Husar die Attacke zu Ende ritt. Zu Fuß, den Sattel auf dem Kopfe, kam Blücher nach. Er fluchte wie ein eisgrauer Korporal. Die ganze Schwadron lachte hellauf. Das verdroß ihn — und klirrend flog der Sattel gegen einen Baum.

„Ihr Hundsfötter! Unser König von Schweden hätte euch in Narrenmontur stecken sollen, mit Schellen dran. Clowns seid ihr, aber keine Husaren."

Wieherndes Gelächter erscholl. Wütend sauste Blücher mit blankem Degen zwischen die Lacher. Verblüfft sprangen die unmittelbar Bedrohten zur Seite; Blücher hieb auf andere ein. Da wurde es Zeit — ein Korporal umarmte den Wütenden und hielt ihn fest. Das Lachen war jäh verstummt und damit wäre der Zwischenfall erledigt gewesen, wenn der um zwei Jahre ältere Fähnrich Henderson, den man „Hähnchen" nannte, nicht spöttisch-überlegen gerufen hätte: „He, Blücher, fahren Sie heim und reiten Sie unter der Obhut Ihrer Amme auf einem Steckenpferd! Ein Knäblein sind Sie, kein Husar."

Blücher schwieg. Die Schwadron ritt heim. Plötzlich jagte Blücher vor und entriß dem überraschten Henderson die Zügel; so mußte Hähnchen auf seinem Gaul hilflos hinter Blücher her galoppieren. Diesmal lachte Blücher mit, hielt mit einem Ruck beide Pferde bei dem Rittmeister an, zog den dabei vorn übergekippten Fähnrich zu sich in den Sattel und meldete: „Husar Blücher mit einem Hähnchen zur Stelle. Es krähte zu vorlaut. Immerhin kann es sich noch zu einem Kampfhahn, vielleicht zum Obristen einer Hennenschar entwickeln, wenn diese Lektionen fortgesetzt werden . . ."

Da mußte der Rittmeister zwei sich im Sande balgende Kampfhähne trennen. Am Abend steckte er sie in Arrest, in eine Zelle. Hier ist die Chronik lückenhaft, denn man weiß nicht, wie es kam, daß die Missetäter nach fünf Tagen bei Wasser und Brot das Loch Arm in Arm verließen. — — —

In der Schlacht bei Kunersdorf (1759) führte Blücher als preußischer Offizier eine Schwadron. Er hielt, gedeckt durch dichtes Buschwerk, in einer Talmulde und sah in ohnmächtiger Wut zu, wie die Preußen der österreichisch-russischen Übermacht wichen. Plötzlich raste ein russisches Reiterregiment den Hang hinab, um ein in Unordnung geratenes preußisches Infanterieregiment zusammen zu hauen. Das Fußvolk schien verloren. „Husaren, vorwärts! Auf die Russen!" rief Blücher. Und wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhren er und seine Husaren dem Feinde in die Flanke. Da war der Teufel los! Die Russen stoben nach allen Richtungen auseinander; so konnte sich das preußische Fußvolk ordnen und retten.

Die Russen, den Spuk erkennend, wandten sich gegen die Handvoll Husaren. Auf der Flucht stürzte Blüchers Pferd, er zog blank, um sich eines russischen Rittmeisters zu erwehren. „Blücher", rief der Russe, „laß den Pallasch stecken. Hier nimm meinen Rappen — als Honorar für die Rügener Lektion. Fort!"

Blücher schwang sich auf den Rappen: „Das werde ich dir nie vergessen, Hähnchen. Bei der nächsten Bataille bringe ich dir den Gaul wieder." In gestrecktem Galopp jagte er fort. — — —

Als Blücher seinen Abschied genommen hatte und auf seinem pommerschen Gute lebte, erschien eines Tages Henderson, krank, arm und abgerissen. Rußland habe ihn so entlassen, und anderswo sei er überall abgewiesen worden.

„Vorwärts, Hähnchen! Friß dich für deinen Rappen auf meiner Klitsche gesund, und dann mag dich der Teufel irgendwo als Obrist holen! Ich habe die Nase voll, mäste derweilen Schweine."

Henderson genas schnell. „Blücher, ich bin Husar und muß nun fort. Mäste du hier geruhsam edle Schweine!"

„Spotte nicht, Hähnchen — Hähne, die zu früh krähen, holt der Habicht. Hüte dich, daß ich die Rügener Lektion zu Ende führen muß!" — — —

18. Juni 1815. Bei Belle Alliance tobt die Schlacht. „Die Preußen sind da. Endlich!"

Der Marschall Vorwärts greift ein. Aber Napoleon schickt den müden Preußen seine braven Garden entgegen. Blücher flucht auf den Regen, der die Entwicklung seiner Armee hindert. Da wirft sich ein englischer Oberst mit seinen Reitern auf die französischen Garden; aber die Pferde versinken im Morast. Der Oberst fällt, reihenweise sinken die Reiter von den Pferden.

„Nostiz, vorwärts! Drauf!" Und an der Spitze eben eingetroffener preußischer Dragoner haut Blücher die Engländer heraus. Dann kniet er neben dem todwunden Obersten. „Henderson, du?"

„Mein Marschall, dies war mein letzter Husarenritt, Hähnchens letzter Kampf. Nun holt mich der Teufel — als Obrist."

„Ach wat, Marschall hin, Teufel her — wir sind alte Schweden!"

Da verschönte ein leises Lächeln das Gesicht des Sterbenden: „Blücher — mit dem Sattel auf dem Kopfe warst du drollig. O, von Rügen über den Schweinemäster bis zum Marschall Vorwärts — ein schöner Weg. Leberecht, ich bin glücklich, daß du die Rügener Lektion nicht hast zu Ende führen müssen . . ."

Da küßte Blücher den Sterbenden. Ringsum dröhnte der Kampf, aber viele englische und deutsche Soldaten sahen in diesem Augenblick nur die schlohweißen Häupter der zwei alten Husaren.

Dann fuhr Blücher dem Toten über das Haar, wischte sich die Augen klar, saß auf und rief: „Nostiz, vorwärts!"



Bunte Chronik



* **Der „Geist" der Mutter.** Wie aus Warschau berichtet wird, ereignete sich im Dorfe Jezielno in der Gegend von Radom ein eigenartiges Spukgeschichtchen, das viel belacht wird. In dem erwähnten Dorf verlobte sich vor mehreren Wochen der Sohn des Dorfschusters. Seit diesem Augenblick begann es im Ort „umzugehen". Der „Geist" der verstorbenen Mutter des Bräutigams erschien hier und dort und suchte verschiedene Einwohner zu überreden, die Hochzeit ihres Sohnes zu verhindern, da sonst ein Unglück geschehen würde. Die Geisterei nahm schließlich Formen an, daß die Einwohner des Dorfes sich nach Einbrechen der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße hinauswagten. Nur zwei Brüder des Bräutigams, die bisher von dem Gespenst verschont geblieben waren, wollten nicht so recht an den „Geist" ihrer Mutter glauben. Nach langen Bemühungen war es ihnen eines Nachts schließlich geglückt, den „Geist" zu erwischen. Es stellte sich nun heraus, daß es ein junges in den Bräutigam verliebtes Mädchen war, das die Rolle des Geistes übernommen hatte, um die Heirat des geliebten Mannes zu verhindern. Die Geschichte endete damit, daß das Gespenst das Dorf verlassen mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.